
n e t z T E X T E

von

[Hartmuth Malorny](#)

versalia.de

Inhalt

Einfluss	1
Was ich dir vermutlich nicht geschrieben habe	2
silberne Ohrringe	4
Eine Woche Vollpension	5
Bickfords Cafe	8
Harry Und Edda	10
Max und Moritz	13
Luigi aus Palermo	17

Einfluss

Einfluss, Überfluss und Ausfluss

Sie kamen und sie gingen, und da jetzt keine
mehr hier ist, gingen sie alle.
Ich weiß kaum noch, wie sie reingekommen sind
und sie verflüchtigten sich lautlos,
ohne viel Aufhebens, das man sonst macht
wenn Gehen schwerfällt,
und weil ich ihnen nicht geben konnte
was sie wollten
und für sie auch nichts mitzunehmen war,
verschwanden sie wie der Rauch
einer Zigarette.
Ihre Worte sind immer die gleichen:
Du bist ein Blender, nur eine Fassade
ohne inneren Raum.
Dabei habe ich mehr Platz in mir als
das Empire State Building,
vor allen Dingen wenn es darauf ankommt,
diesen Raum mit Alkohol
zu füllen, anstatt mit dem Seelenzauber
einsamer Frauen.
Und schon beobachtet mich die Nächste,
während ich mir Bier
in den Bauch schütete bis hinter die
Kulisse
der Überflüssigkeit.

Was ich dir vermutlich nicht geschrieben habe

Was ich dir vermutlich nicht geschrieben habe

Schrieb ich dir schon von der Tussi, die mich in einer Kneipe auf der Toilette haben wollte? Sie saß am Tresen genau neben mir, links saß ihr Mann. Sie machte anzügliche Bemerkungen die ihr Mann garantiert mitbekam, vielleicht war das auch so ausgehandelt, aber ich weiß nicht. Als ich zum Pissen runter zum Klo ging kam sie hinterher, sie drückte sich mit mir in eine Kabine und wollte meinen Schwanz, und als ich fast bei ihr drin war hörten wir Geräusche und ihr Mann klopfte fragend an die Tür, und sie rief:

„Mir ist schlecht Liebling, ich komme gleich.“
Ich kam nicht.

Schrieb ich dir schon von Susi, die beim Essen immer ihre langen Haare in den Teller hing und schmatzte?

Jeden zweiten Abend wollte sie sich umbringen.

Sie sagte mir nie weshalb, ich fand sie regelmäßig mit angeritzten Pulsadern in der Badewanne und sie war nie so dumm, es zu tun bevor ich den Schlüssel im Schloss umdrehte und die Wohnungstür öffnete.

Sie wollte, dass ich bei ihr bleibe. Dann klebte ich ihr neue Pflaster auf die zerschnittenen Handgelenke und wir machten es uns auf dem Sofa bequem, doch bevor wir ins Bett kamen ging sie regelmäßig Zigaretten holen, und sie blieb die ganze Nacht weg.

Schrieb ich dir schon von Tanja, die einen Bierbauch hatte von dem alle Leute dachten sie sei schwanger?

Sie sagte dauernd, sie würde mich lieben und mit meinem Schwanz sei sie ebenfalls zufrieden. Aber ich durfte sie nicht ficken, sie wollte nicht schwanger werden. Selbst mit zwei Kondomen übereinander durfte ich nicht rein. Sie schaute gerne zu wie ich onanierte und mir war es fast den Moment egal, denn das hätte ich alleine auch getan. Sie trank was das Zeug hielt, und nach zwei Tagen hatte ich keinen Tropfen Alkohol mehr im Haus.

Schrieb ich dir schon von Nena, die in einer Kneipe arbeitete und mehr als alle Gäste zusammen trank?

Doch das war keine große Leistung, wochentags verkehrten höchstens 5-8 Gäste pro Abend bei ihr. Der Wirt ließ sich nie vor 20 Uhr blicken, er machte halbseidene Gespräche. Sobald sie gut gelaunt war, sobald sie ihren Pegel erreicht hatte, gab sie mir ein Bier nach dem anderen aus und fragte dauernd, was ich von großen Titten halte. Aber ich bekam sie ausgepackt nie zu Gesicht. Dafür erzählte sie, welche Praktiken sie im Bett bevorzugte. Die 5-8 Gäste und ich saßen mit Dauerständen da und einmal beugte sie sich unvermittelt über den Tresen zu mir und sagte, ich glaub, ich krieg einen Herzinfarkt, und sie nahm meine linke Hand

und presste sie auf ihre rechte Brust.

Schrieb ich dir schon von Nicole, die mich einmal die Woche besuchte und wollte, dass ich ihr Gedichte und Geschichten vorlese?

Sie sagte Daddy zu mir, und vom Altersunterschied hätte es gut gepasst. Sie war noch Jungfrau und wollte es auch bleiben. Nicole dachte ich sei homosexuell, weil ich mal mit einem Kumpel in Urlaub gefahren war und darüber keine Frauengeschichten erwähnt hatte. Sie kaufte irgendwelche erotischen Fummel, Strapse, durchsichtige BHs und schellte mit dem ganzen Plunder bei mir an, und oben in meiner Wohnung probierte sie alles aus und zeigte es mir. „Du bist nicht so wie die Jungs“, sagte sie, und später las ich ihr etwas von Henry Miller, Charles Bukowski und von mir selbst vor.

Schrieb ich dir schon von der Brasilianerin, die es mochte wenn ich sie mit der Zunge befriedigte?

Aber kaum, dass ich in sie eindringen wollte, verkrampfte sie sich dermaßen, dass nicht mal ein Bleistift reingepasst hätte. Ich probierte es an ihrem Arsch, doch da war sie noch verkrampfter und sprang auf. Nach einer Salve portugiesischer Schimpfwörter warf sie mir den Strauß Blumen an den Kopf, den sie mir drei Tage vorher geschenkt hatte. Samt Vase. Ab da machte sie es nur noch mit der Hand und dem Mund. Orgasmus sei Orgasmus, sagte sie, und schleppte mich anschließend in brasilianische Restaurants, Kneipen und zu brasilianischen Freunden, die mir vertraulich erzählten, dass sie mehr Männer gehabt hat als Orgasmen.

Na ja, bei mir ging sie nie unter 4 Orgasmen nach Hause.

Schrieb ich dir schon von Silke, die eigentlich lesbisch war und einen Mann nur deshalb brauchte, weil ihr Wasserhahn in der Küche tropfte?

Zumindest bei ihr wusste ich, dass ich nichts erreichen würde. Ich gab ihr öfter meinen Wohnungsschlüssel und ging runter zur Kneipe. Wenn ich nach den vereinbarten 2 oder 3 Stunden wieder hochkam, lag sie mit Silke, Tina, oder Moni, oder Kati im Bett und sie dachten beide nicht daran sich zuzudecken, im Gegenteil, sie forderten mich höchstens auf, mich neben sie zu legen, natürlich angezogen.

Dann küssten sie mich rechts und links und erzählten, wann sie gedachten ihre Periode zu kriegen.

Als ich ihr mal aus Versehen meinen rechten Mittelfinger reinsteckte, war es aus. Um den tropfenden Wasserhahn kümmerte sich ein anderer.

Schrieb ich dir schon von der Frau, deren Namen ich hier nicht erwähnen darf weil sie mich will, ich sie aber nicht?

Solche Frauen sind selten.

silberne Ohrringe

Silberne Ohrringe

Sie war auch nicht besser oder schlechter als die anderen. Vielleicht war sie besser und er merkte es nicht mehr.

Er hatte sie im Supermarkt angesprochen, vor dem Spirituosenregal, und auf den amerikanischen Whiskey gezeigt, und sie hatte gelächelt und Wodka in ihren Einkaufswagen getan.

Sie verloren sich wieder zwischen den engen Regalen, und erst an der Kasse fuhr sie ihm in die Hacken und sagte:

„Tschuldigung.“

Die Kassiereinrampfte erst bei ihm, dann bei ihr die Nase, sie zog die Lebensmittel und die Flaschen über den Scanner.

Draußen stellte er fest, dass sie ihren Fiat direkt neben seinem VW geparkt hatte.

Irgendwie landeten sie bei ihm zu Hause und tranken den Wodka und den Whiskey, er küsste ihre vollen roten Lippen und machte ihr eine Laufmasche in die Strumpfhose.

Anschließend machte sie ihm einen Blowjob.

Sie war auch nicht schlechter als die anderen.

Drei Tage später zog sie bei ihm ein, sie kochte ein bisschen und putzte ein wenig den Dreck aus der Wohnung, sie war dauernd ein bisschen betrunken und etwas plemplem, und im Bad deponierte sie falsche Wimpern, Make-up und silberne Ohrringe.

Er nahm ihre Launen hin wie den Wetterbericht, an dem es auch nichts zu ändern gibt.

Sie blieb nur eine Woche und machte das Nützigste – im Bett wie im Haushalt, und als sie wieder ging schaute er ihr nach, er hörte das Klacken ihrer Stiefelschuhe und sie kam nicht wieder, obwohl sie ein Paar silberne Ohrringe im Bad vergessen hatte.

Eine Woche Vollpension

Eine Woche Vollpension

Sie lud mich nach Italien ein, genauer nach Turin. Sie sagte mir aber nicht, wie ich dort hinkommen sollte.

„Nimm doch den Zug“, schrieb sie mir, „das ist romantisch.“

Deshalb klapperte ich ein paar Reisebüros ab, und dann hatte ich ein Flugticket in den Hainden, das fand ich romantischer, vor allen Dingen schneller.

Sie hatte mir auch geschrieben, dass ich nichts mitzubringen brauche, eventuell Unterwäsche und eine Zahnbürste, um den Rest würde sie sich kümmern. Ich schrieb zurück, sie müsste sich um Getränke, also Wein, Bier, Whiskey, ums Essen und um Zigaretten und Joints kümmern.

Die Stewardess servierte Drinks und das Flugzeug geriet über den Alpen in ein paar Turbulenzen. Jeder hatte seine Aufgabe, jeder sein Ziel. Der Pilot verriet uns seinen Namen, er sagte die Flughöhe durch und wie das Wetter in Turin voraussichtlich sein würde, auf jeden Fall sehr heiß. Vor dem Start hatten uns zwei Stewardessen gezeigt, was wir im Notfall tun müssten und wo sich die Rettungswesten befanden.

Nach den Drinks wollte ich ein bisschen schlafen, aber da landeten wir schon. Ich brauchte weder mein Uhr umzustellen, noch musste ich am Gepäckband Schlange stehen, ich ging durch den Zoll und hielt nach Ingrid Ausschau.

Sie winkte mit einem weißen Taschentuch. Sie trug ein langes weites Kleid und ihr langes Haar offen. Ich erkannte sie sofort, obwohl ich sie nur von einer blassen Photographie in Erinnerung hatte. Na ja, mich musste man einfach erkennen ohne mich vorher gesehen zu haben, ich wurde zum Ausgang gedrängt, geschubst und gab mir keine Möglichkeit vorwärts zu kommen, will sagen, ich sah aus wie ein Ping-Pong-Ball und ich benahm mich so, wie ich es ihr vorher in den Briefen beschrieben hatte: dauernd angeschlagen und Null Interesse.

Dann stand ich vor ihr. Ingrid war gut 5 Zentimeter größer als ich. Wir sagten fast gleichzeitig Hallo und lachten. Dann wollte ich sie küssen, aber sie reichte mir die Hand. Also küsste ich ihre Hand. Sie führte mich zum Taxistand. Ich blieb einen Schritt hinter ihr. Das mache ich fast immer, wenn ich nicht gerade alleine unterwegs bin. Damit verschaffe ich mir einen Überblick über die Person, mit der ich einen Weg gehe. Besonders bei Frauen achte ich auf die Bewegungen des Hinterns, Frauen können das viel besser als Männer, sie verlagern den Rhythmus in die Hüften, Männer stolzieren mehr.

Nun, Ingrids Hintern war nicht ohne, als Lehrerin war sie es gewohnt betrachtet und gemustert zu werden. Meistens finde ich schon bei der ersten Begegnung mit einer Frau ein winziges Detail was mich stört. Bei Ingrid stört mich, auf dem Weg zum Taxistand, nichts. Ihr Haar roch nach Aprikose. Es war lang und braun und sah aus, als habe sie erst kürzlich versucht Locken reinzumachen. Schon im Taxi überkam mich das Gefühl von einer Menge Frau umgeben und beschämt zu sein. Ich lehnte mich leicht an sie und sagte, wie sich ihr großer Körper und ihre großen Brüste bei jedem Atemzug bewegten.

Bis ins Stadtgebiet von Turin redete keiner von uns ein Wort. Erst als wir in die Nähe der Via Roasio kamen, sprudelte es aus ihr hervor:

„Da drüben ist meine Schule, siehst du, hier ist ein Supermarkt, daneben ein Spirituosenladen, das Lokal da vorne ist nicht schlecht, die machen herrliche Pastagerichte, ah, schau, der Laden hat bis 24 Uhr offen, hier kriegst du immer was zu trinken“, und zum Taxifahrer sagte sie auf italienisch, „fahren Sie gleich rechts rein und machen Sie keinen Umweg...“

Sie bezahlte den Fahrer und ich ging wieder einen Schritt hinter ihr her. Wie gesagt, sie hatte einen breiten Rücken, langes Haar und einen prächtigen Arsch und große Brüste und Beine, zwischen die ich wollte. Deswegen war ich hier. Ich wollte mich ein paar Tage an sie lehnen und mit ihrer Hilfe Turin kennenlernen, und ihr Bett und sie selbst, und mich auch.

Ingrids Wohnung war auf das Alleinsein eingerichtet, auf Funktionalität und nicht darauf, sie anderen Menschen herzuzeigen. Ich fühlte mich augenblicklich wohl. Wir setzten uns am Küchentisch gegenüber.

Vier Stunden und fünf Flaschen Wein später, also kurz nach 17 Uhr Ortszeit Turin, verstand sie nicht mehr was ich sagen wollte, ich war groggy und legte einen Arm um sie und sie schloß mich ins Schlafzimmer. Ich schlief ein, bevor sie mich ganz ausgezogen hatte.

Ich weiß nicht, wo ich bin. Die letzten Tage ohne Schlaf, der Flug, der Wein haben mir zugesetzt. Die Wände rings herum sind violett. Das Bett ist sonderbar weich und ich drehe mich, um in die Mulde zu kippen, die ein Doppelbett bei Beanspruchung gewöhnlich aufweist. Aber ich falle nicht, die Matratze ist so eben wie ein vertikaler Strich. Die Bettwäsche duftet ebenfalls nach Aprikose. Das Schlafzimmerfenster ist auf Kipp. Italienische Stimmen dringen herein. Es muss der Hinterhof sein, von dem mir Ingrid schrieb. Draußen ist es dunkel. Hier drinnen auch. Ich fühle mich gut in diesem Bett obwohl ich weiß, dass ich nicht der erste Mann bin. Nichts hält ewig, alles ist im Fluss, Männer und Frauen kommen und gehen, schon im dritten Jahrhundert vor Christi entstanden die ersten Ansiedlungen von Tauriskern beim Fluss Po, und unter Augustus, also zwei Jahrhunderte später, wurde Turin zur Kolonie. Folglich hat auch die Via Roasio ihre Geschichte und das Bett im Schlafzimmer. Ingrid hat ihre Geschichte und ich habe meine Geschichte.

Ich huste ein paar Mal laut und ziehe mir die Unterhose aus. Dann schaue ich zur Tür und warte darauf, dass die Klinke heruntergedrückt wird.

Zum Schluss bat ich sie, sich auf mich zu legen. Ich schlief ein paar Sekunden ein. Der Vollmond grinste zur Welt. Selbst die Sonne, die wir in diesem Teil der Erdkugel nicht mehr sehen konnten, schien auf uns herab. Irgendwo wurde Tag, in Europa wurde Nacht. Turin ging schlafen. Ich hatte Lust aufzustehen.

„Lass uns mal was essen“, sagte Ingrid lächelnd.

Um Mitternacht Mittag zu essen war mir nicht fremd. Ich hatte noch das Bild ihres nackten Körpers vor mir, aber unter der Tischdecke war meine Erektion gut versteckt. Sie sprach in einem ruhigen Ton, manchmal italienisch schnell, manchmal abwartet. Erst nach dem Essen baute meine Erektion ab und ich beteiligte mich am Gespräch. Zumal sie einen guten Weißwein öffnete. Anschließend dachte ich darüber nach, dass ich mir wegen meiner dauernden Erektionen etwas einfallen lassen müsste.

Ingrid machte es sehr souverän. Sie hatte einen gewissen Trick, einen Schlenker ihrer Hüften, eine Art Muskelspiel ihrer Schenkel, und wenn ich meinen Schlenker dazugab, war der Orgasmus perfekt.

Am nächsten Morgen ging sie zur Schule und unterrichtete die kleinen Gigolos, die deutsch lernen wollten. Ich holte mir um 11 Uhr einen runter und schaute, was Ingrid mir zum Frühstück hinterlassen hatte. Nach dem Frühstück probierte ich den Rotwein. Dann den Sekt.

Nachdem ich geduscht hatte, hörte ich den Schlüssel im Schloss.

Sie sah abgespannt aus.

„Lad uns zum Essen ein“, sagte ich.

Aber sie wollte nicht. Stattdessen machte sie es wieder sehr souverän. Danach war sie völlig fertig, sie wollte nur noch schlafen. Ich wartete bis ihre Augen zuklappten, und eine Stunde später war ich abermals bei ihr drin. Ich passte gut rein. Überhaupt passte alles. Deshalb fickten wir bis 3 Uhr morgens und gingen noch draußen spazieren, wo uns der kührende Wind der Nacht entgegenkam, anstatt der fast tropischen Hitze des Tages.

Ich schwitze schnell beim Ficken wie beim Trinken, aber das ist mir nicht unangenehm. Erst wenn ich beim Arbeiten schwitze, frage ich nach dem Sinn. Ich mag Frauen, die sich ihrer Qualität bewusst sind. Ich mag Frauen, die Qualität haben. Ingrid hatte alles: Qualität, Intellekt, Figur und Sex. Was sie an mir fand, blieb schleierhaft. Ich hätte ihr ohne weiteres ein Kind gemacht, ich hätte sie sogar geheiratet.

Kurz darauf pendelten wir uns ein: Sie zeigte mir Turin, ich zeigte ihr, was mir andere Frauen vorher gezeigt hatten.

Auch Turin hat seine Denkmäler, Kirchen und Kulturstätten, die Stadt ist der Vergangenheit zugänglich. Wir fuhren mit einer kleinen roten Zahnradbahn zu der auf einem Hügel gelegenen Basilica di Superga. Gleich hinter der Einfriedungsmauer deutete Ingrid auf einen Gedenkstein, das war die Stelle, wo im Mai 1949 das Flugzeug zerschellte, in dem sich die gesamte Fußballmannschaft Turins befand. Am liebsten waren mir der Piazza della Repubblica wegen seiner Wochenmärkte und der Parco del Valentino, eines der bekanntesten Gärten Italiens, der sich über gut 550 000 qm erstreckt.

Sobald ich betrunken war, bildete ich ein Problem. Ich meine, Ingrid sah mein Trinkverhalten als

Problem. Sie sagte es mir nicht ins Gesicht, sie kritisierte mich, indem sie minutenlang schwieg. Während solcher Minuten dachte ich darüber nach, warum ich ohne Alkohol, Sex, Valium oder Marihuana nicht schlafen konnte. Vermutlich waren die körpereigenen chemischen Reaktionen daran schuld. Oder das Wetter. Oder der Blick in eine nebulöse Zukunft.

Zwei Straßen von Ingrid's Wohnung entfernt lag ein kleines Restaurant, draußen standen drei Tische und es war nie so überfüllt, dass man zuerst auf einen Platz und dann stundenlang auf einen Kellner warten musste. Selbst für Norditalien war es in diesem Sommer besonders heiß. Das Thermometer tippte ständig an die 40-Grad-Marke. Ingrid trug luftige, lange ärmellose Kleider. Ich blieb öfter abrupt stehen und bat sie, ihre Arme um mich zu legen. Wenn sie morgens zur Schule ging, setzte ich mich in den Hinterhof und schaute den beiden Katzen beim Spielen zu, oder dem Wein beim Wachsen, der sich über die alten Mauern gelegt hatte. Gegen Mittag wurde es den Katzen zu heiß, sie dösteten im Schatten der Treppe. Dann stellte ich Bier und Wein für den Abend kalt und latschte über zum Restaurant, und der Besitzer

fragte jedes Mal, ob die Signora auch kommen würde. Wenn sie kam, brachte er ihr ein köhles Mineralwasser mit einer Scheibe Zitrone drin. Aber sie kannten sich ja. Bei mir war er nie sicher, ob ich Bier oder Wein wollte, ich entschied es ständig neu, und die beiden wichtigsten italienischen Vokabeln, nämlich birra und vino, waren mir geläufig. Ansonsten hatten der Besitzer und die beiden Kellner ihre Schwierigkeiten eine Konversation mit mir anzufangen.

Ingrid's Art mich zu belehren, gefiel mir.

„Doppelkonsonanten“, sagte sie, „werden durch einen Bindestrich getrennt, um auszudrücken, dass wie zwei Konsonanten gesprochen werden. Hör zu: raf-fred-da:re!“

„Abkühlen?“, fragte ich.

„Bezahl du, dann gehen wir.“

Selbst im Bett wies sie mich darauf hin, dass im Italienischen die Betonung auf der letzten, vorletzten, drittletzten oder viertletzten Silbe liegen kann, häufig aber die vorletzte Silbe betont wird. Ich setzte die Akzente bis zum Orgasmus, und wenn wir gekommen waren, schliefen wir für kurze Zeit ein.

Glück dauert niemals lange, und Unglück ist mit Alkohol besser zu ertragen.

Eine Woche später saß ich wieder im Flugzeug „wegen der Romantik“. Kurz nachdem der Flieger abgehoben hatte, erzählte uns der Co-Pilot etwas von technischen Schwierigkeiten. Er kreiste ein paar Warteschleifen, ließ Benzin ab und landete wieder. Wir wurden alle in eine Ersatzmaschine verfrachtet und ich hätte es nicht für schlimm befunden, wenn ich den Rest meiner Tage in Turin verbleiben müsste.

Bickfords Cafe

Wir kamen über die Brooklyn-Bridge. Wir kamen eigentlich immer über die Brooklyn-Bridge wenn wir die Schnauze voll hatten von den Bergen und Joes Mutter, besser gesagt, wenn wir genug Geld beisammen hatten. Er fuhr den alten Dodge wie einen Trecker, er schaltete die Gänge wahllos, bremste ohne Grund ab, um dann wieder flott Gas zu geben. Es machte nichts, dass er keinen Führerschein besaß. Kurz vor der Mautstelle kurbelte Joe das Seitenfenster runter, warf gekonnt er einen Quarter in den Korb und beschleunigte wieder.

Manhattan bestand zu Weihnachten aus Millionen zusätzlicher Glühbirnen, sie blinkten rhythmisch im gleichen Slogan: Merry Christmas. Nur die großen Reklamen am Time Square ließen ihre Models halbnackt erscheinen. Hier wurde im Zeichen des Winters die neue Frühjahrsmode angekündigt.

Wir fuhren zu Bickfords Cafe in der 42. Straße. Wir fuhren eigentlich immer zu Bickfords Cafe, wenn wir die Brooklyn-Bridge überquerten. Es war zweimal im Jahr, fast auf den Tag genau, die gleiche Zeremonie: Joes Freunde erwarteten uns und wir veranstalteten eine große Party, beziehungsweise ein großes Besäufnis, das uns die Entbehrungen der letzten Monate vergessen ließ. Die letzten Monate, das war die Zeit im Bergwerk, der Kohlenstaub und der Maschinenlärm, stickige Luft, schlechtes Essen und wenig Schlaf. Und dazu Joes Mutter, in deren kleinen Hütte wir zu dritt wohnten, die ständig über Gott redete und über ein enthaltsames Leben. Joe und ich saßen abends zusammen am Küchentisch, tranken ein oder zwei Flaschen Bier, sprachen wenig, weil wir ausgelaugt waren und öfter an Bickfords Cafe denken mussten. Sechs Monate schwere Arbeit, keine Frauen, dann der Weg nach New York, Manhattan - einmal im Sommer, das zweite Mal im Winter.

Joe sah mittlerweile aus wie ein richtiger Bergmann: stämmig, muskulös, tiefe Schatten unter den Augen, Kohlenstaub in den Poren seiner Haut, der sich hartnäckig hielt, und auch mit der besten Kernseife nicht mehr rauszuwaschen war. Joes Lachen klang heiser, aber das hörte man nur in Bickfords Cafe, sonst lachte er nie. Sein Haar wurde mit den Jahren immer dünner, er ging selbst außerhalb der Bergwerksstollen leicht gebückt und hatte den typischen Gang eines Gorillas. Aufrecht stehend maß er sechs Fuß, doch er konnte sich nach sechs Monaten gebeugter Haltung nicht daran gewöhnen, gerade zu gehen.

Der alte Dodge spuckte eine Qualmwolke aus dem Auspuff, das Getriebe ächzte unter Joes malträzierender Schaltweise.

„Wir schaffen es auch diesmal“, sagte Joe und lächelte.

Ich war mir nicht sicher, ob wir es immer schaffen würden. Nach drei Jahren in der Mine hatte ich die Nase gestrichen voll, ich wollte es Joe schon bei der Abfahrt gesagt haben, dass ich im Januar nicht mehr mitkommen würde, zurück zum Bergwerk, zu seiner Mutter und der schwebigen Hütte. Drei Jahre lang der gleiche Trott, aber wir brachten innerhalb von vier Wochen den Lohn der sechsmonatigen Arbeit für Alkohol, Frauen und Glücksspiel durch, hauptsächlich in Bickfords Cafe. Wir lachten und tranken, und am Tag der Abreise wurden wir schweigsam. Ein kurzes Aufbäumen, um dann wieder lange Monate Schwerstarbeit zu verrichten. Nein, ich hatte beschlossen, nächstes Jahr etwas anderes zu machen - kein Bergwerk, keine Kohle und auch nicht die Blockhütte, in der es im Sommer stickig heiß wurde, und im Winter klirrend kalt.

„Hey, Harry, wir sind da“, grinste Joe. Er parkte direkt vor dem Eingang. Es fing an zu schneien. Joe stieg aus und knallte die Tür mit Karacho zu, sodass der Dodge leicht zitterte. Wir waren am Ziel. Unsere Dollarbündel würde auch diesmal locker sitzen, zuerst das große Hello, Händeschütteln, Schulterklopfen, eine Runde Bier für alle und Whiskey für uns - aber nicht den billigen Fusel.

„Joe, Harry, wieder im Lande?“

„Wir waren nie weg, seit Truman Präsident ist! Eine Rutsche für alle!“

In Bickfords Cafe lungerten so ziemlich die schrägsten Typen rum, die weniger anspruchsvollen Nutten, Kleinkriminelle, Homos, Dealer, Drogenabhängige, und ein paar von der Polizei, die es nicht so genau nahmen, wenn sie Feierabend hatten. Jeder wusste, dass wir uns allabendlich spendabel zeigten; die Männer boten uns Joints und Speed an, die Frauen ihren Körper. Manchmal kamen ein paar Intellektuelle rein, und im Sommer hatte ich einen Kerl namens Jack kennen gelernt: smart, wortgewandt, der sich als Schriftsteller ausgab und irgendwie schnoddrig wirkte. Er war, wie ich, fast 30, und im Gegensatz zu mir dauernd pleite, während ich vier Wochen lang die Puppen tanzen ließ.

Joe drückte einem schmächtigen Jungen einen halben Dollar in die Hand, der unsere Pappkoffer aus dem Dodge holte und ins Hotel nebenan brachte. Wir quartierten uns immer in Bartons Hotel ein, Lee Barton wusste genau, wann wir ankamen und er wusste, wann wir abfahren. Alles glich einer stetigen Wiederholung, aha, Joe und Harry sind da, die beiden Coal Miner aus den Bergen, die Hinterwäldler mit den green Bucks.

Joe trank den Whiskey wie Wasser, seine ansonsten verhärteten Gesichtszüge wurden weich, und er begann zu lachen. Sein dröhnendes Lachen, dieses für mich so seltene Geräusch, steckte an, obwohl ihn seine Freunde nicht anders kannten, weil sie ihn nur zweimal im Jahr zu Gesicht bekamen. Ich dagegen kannte Joes gewöhnliche Seite: ich sah ihn schwitzen, essen und aus dem Stollen kriechen, ich hörte ihn keuchen, stöhnen, husten und schnarchen. Ich kippte die ersten Drinks ebenfalls ziemlich schnell runter, es galt, den Kohlenstaub wegzuspülen, es war Zeit, mal wieder zu lachen. Das Leben begann gleich hinter der Brooklyn-Bridge. Sally lächelte mir zu; eine strohblonde Nutte, mit der ich im Sommer zwei Tage lang gebumst hatte ohne das Hotelzimmer zu verlassen.

Nein, dachte ich, du wirst nie mehr zurück, ein weiteres halbes Jahr hältst du nicht aus, und Joe lachte schallend, der Barkeeper stellte die nächste Flasche auf den Tresen, reichte zwei Zigarren rüber, gab uns Feuer, und wir mussten zuerst lange husten, und die Freunde und die Nutten klopfen unsere Rücken wie Teppiche, und es klang dumpf. Ich wunderte mich, dass wir nicht staubten.

„Schön“, sagte Sally, nachdem ich ihr erzählt hatte, dass Joe vor zwei Monaten einen Schaka erschlagen musste. Aber unsere Arbeit gab es nichts zu berichten, genauso wenig über mich oder Joes Mutter. Am liebsten wäre Sally, wenn wir gleich ins Hotel gingen, und möglichst einen ganzen Tag im Bett verbringen würden. Für einen 24-stündigen Liebesdienst verlangte sie 20 Dollar. Damit konnte man in New York eine Woche leben. Auf dem Land reichte es sogar für einen Monat. Joes Mutter konnte einfach nicht begreifen, warum wir unser sauer verdientes Geld in nur vier Wochen auszugeben in der Lage waren. Dabei hätten Joe und ich ohne weiteres die fünffache Menge des Geld verschleudert, die uns zur Verfügung stand.

„Harry, das ist ein Fest“, sagte Joe. Er weinte ein bisschen vor Freude.

Nach der zweiten Flasche Whiskey schluckten wir Speed, das machte uns kribbelig und leicht, die schweigsamen Abende am Kchentisch fielen ab, die Müdigkeit nach 8 Stunden im Stollen, die endlose Stille, alles wie weggeblasen, Bickfords Cafe gehörte uns, ach was, halb New York, Merry Christmas, Stadt meiner Sehnsucht. Ich gab dem schmächtigen Jungen eine Handvoll Münzen, er fütterte die Jukebox und Sally tanzte mit mir, dann packte uns Joe, seine langen Arme griffen uns und wir schwebten sekundenlang über dem Boden und unsere Beine zappelten, er stolperte, fiel hin, wir auf ihn drauf, immer noch lachend, prustend, wir standen wieder auf. Es gab keinen Grund liegenzubleiben, die Kneipe bewegte sich im Rhythmus, im Takt der Musik, während draußen weiße Flocken vom Himmel fielen.

„Komm, Sally“, rief ich, „lass uns ins Hotel gehen, ich will dich, und dann kehren wir zurück, Nacht wird zum Tag, und der Tag zur Nacht.“

Sally und ich tanzten zur Tür hinaus, wir hielten kurz inne, ich legte meinen Kopf in den Nacken und spürte die Schneeflocken im heißen Gesicht, und der Schnee war weiß, und nicht schwarz. Ich pinkelte den alten Dodge an - nie wieder wollte ich darin sitzen und mich zur Mine bringen lassen. Joe, du altes Haus, dachte ich, fahr zu deiner Mutter, lass dich vom Bergwerk weiter kaputtmachen, aber ich gehöre in die Stadt, ich brauche den Krach, den Lärm der City. Ich dachte an Jack, der mir im Sommer 1950 seinen ersten Roman gezeigt hatte, The Town and the City, ich wollte hier oder unterwegs sein, mit Sally in Lee Bartons Hotel, und Bickfords Cafe als Ausgangs- und Endpunkt meiner Reisen.

Harry Und Edda

Eigentlich hatte Edda keinen Grund zu klagen, wenn man von ihrem Herzfehler absah, der sie zu einer, wie sie fand, höchst unnützligen Ruhe zwang. Sie bewohnte mit ihrem Mann Harry eine Villa nahe der Stadt; dreimal die Woche kam eine Putzfrau, mittags lieferte ein Restaurant das Essen, der örtliche Weinhandler schaute zweimal im Monat vorbei und der Arzt, Harrys ehemaliger Studienkollege, besuchte sie alle zwei Wochen und war höchst charmant. Sie stand jeden Tag gegen 9 Uhr auf, trank entkoffeinierten Kaffee, wartete auf den grauen Ford Transit, der das Essen brachte, und anschließend schaute sie fern, spielte Solitaire, las oder spazierte durch den großen Garten, der aus dem Grundstück ein Juwel machte. Ihren Mann sah sie lediglich abends von Zehn bis Elf, wenn sie dann nicht schon ins Bett gegangen war oder er nicht später als üblich von der Arbeit kam, und servierte ihm Whiskey und tauschte Banalitäten aus. So lief es seit 20 Jahren. Außerdem schliefen Harry und Edda in getrennten Zimmern. Edda litt an einer Herzinsuffizienz, die einer Herzmuskelentzündung zu Grunde lag. Anfangs verschrieb Doktor Klein, neben absoluter Ruhe, verschiedene Medikamente, die sie träge und gleichgültig machten, und mit den Jahren gewöhnten sich alle Beteiligten an den Zustand.

Harry hatte seit 10 Jahren ein Verhältnis mit seiner Sekretärin Luise, und weil er von ihr wie von einem Kollegen erzählte, ging sie davon aus, dass Luise ein Mann sei. Überhaupt wusste Edda nichts über Harrys Tätigkeiten, sie dachte, er würde eine Immobilienfirma leiten, doch in Wirklichkeit gehörte ihm die größte Partnervermittlungsagentur Deutschlands. Luise war ein freches und halbsches Ding und es verging nicht ein Tag, an dem sie Harry nicht drängte, sich endlich von seiner Frau zu trennen. Harry antwortete gewöhnlich: Ich will warten, bis Edda so eine Nachricht verkraften kann. Aber sie wussten beide, dass die Aussichten darauf schlecht standen, sie wurden alle älter.

Auch Harry hatte keinen Grund zu klagen, wenn er davon absah, wie einsam er sich in der leeren Villa fühlte. Bei der Hochzeit hatte er gehofft mit Geld und guten Kliniken Eddas Herzfehler zu kurieren, er wollte Kinder haben und jedes Wochenende Familienfeste feiern, oder Partys, er wollte Reisen unternehmen, er brauchte das pralle und volle Leben. Edda jedoch brauchte Ruhe, sehr viel Ruhe. Als sich nach 10 Jahren keine Änderungen abzeichneten, ging Harry eigene Wege. Die Villa hatte nur noch den Charakter eines Hotels, Edda den eines Portiers, der ihm abends den Whiskey brachte und Nebensächlichkeiten berichtete. Doktor Klein kümmerte sich um Eddas dilatative Kardiomyopathie und Harrys Diät, die dieser regelmäßig vernachlässigte und jedes Jahr ein paar Kilos mehr auf die Waage brachte. Luise war Harrys Körperperfekte egal, er sorgte gut für ihren gemeinsamen Sohn und würde gut für das zweite Kind sorgen, das sie gerade austrug, aber er war nicht mehr der Jüngste und sie wollte endlich das erleben, wovon Harry seit 20 Jahren träumte: sie wollte ihre Kinder in einer Villa aufwachsen sehen und Gastgeberin sein, also eine reiche Dame neben einem reichen Mann. Anfangs hatte Luise gedacht, sie müsste sich nur schwängern lassen und es würde ganz von selbst laufen, doch mit den Jahren drängte sie öfter: „Mein Gott Harry, lass dich scheiden und schick Edda in ein Sanatorium.“

„Du weißt doch, ich will warten, bis Edda so eine Nachricht verkraften kann.“

Aber Luise gab nicht nach, wenn sie erst mit Harry verheiratet wäre, würde sie sich einen jungen Liebhaber suchen und später das Geschäft übernehmen. Edda musste raus aus der Villa, auf Teufelkomm-raus. Harry seufzte bei dem Gedanken an eine Scheidung, er liebte seine Frau wie eine teure Antiquität, die man behutsam abstaubt und möglichst an seinem angestammten Platz lässt, und obwohl sie sich auseinander gelebt hatten, war sie ein Bestandteil seines Lebens - wie ein Gemälde der Ahnengalerie, das fest zum Haus gehörte. Wenn er nachts manchmal aufstand und durch die vielen Räume ging, fühlte er die Einsamkeit nicht ganz so schwer, weil Edda in irgendeinem Zimmer schlief. Doch morgens war er bereits frühzeitig das Haus zu verlassen - öfter schrieb er ihr belanglose Briefe, die er am Küchentisch unter die Kaffeetasse schob.

Überhaupt war ihm diese Art der Kommunikation am liebsten, denn im Grunde hatten sie sich nicht mehr viel zu sagen, besser, Harry durfte ja nichts erzählen: nichts von seinem Job, nichts über Luise, denn Edda konnte extrem eifersüchtig werden, was schlecht für ihre Gesundheit wäre, und deshalb redeten sie abends die wenige Zeit über Wetter oder Harry hörte ihr schweigend zu. Ähnlich hielt er es mit seinem Freund Albert Klein, der seine Ehe ebenfalls in den Himmel lobte.

Beide fühlten sich voreinander wie Schauspieler, wenn es um die Ehefrauen ging.

Edda hatte sich mit ihrem Schicksal abgefunden, ihre Welt war ein rosafarbener Tunnel, hell erleuchtet, in dem ein Vakuum herrschte, alles war bequem und geregelt, denn Doktor Kleins Medikamente erlaubten ihr, das Leben von der unkomplizierten Seite zu nehmen. Sie fühlte sich immer ein wenig müde und verbrachte die Tage in der scheinbaren Gewissheit, dass sich daran nichts ändern würde. Mochte Harry vor lauter Arbeit nur zum Schlafen nach Hause kommen, aber er kam nach Hause. Sie glaubte, das Geschäft erforderte seine ständige Bereitschaft, er sprach nie darüber und hatte schon vor der Ehe die Lage der Immobilienfirma ins Leben gerufen; zuerst war es eine Notlage, dann wurde sie in der Reihe der anderen Lagen zu einer neuen Wahrheit.

Wäre Luise nur ein dummes Flittchen in der Position einer Chefsekretärin, hätten Harry und Edda bis zum Ende ihrer Tage so weitermachen können, sie stürzten sich gegenseitig nicht und hielten ihre Träume aufrecht, sie kapitulierten vor der Wirklichkeit. Doch den Anstoß gab Doktor Klein, als er mit Harry zu Mittag aß und über einen Bericht sprach, wonach es amerikanischen Forschern gelungen sei embryonale Stammzellen zu züchten, die den Herzmuskel regenerieren konnten. Harry fiel vor Schreck die Gabel ins Essen. „Mein Gott“, stammelte er, „das bedeutet ja...“ „Ja“, sagte Klein, „das bedeutet eine Chance. Hast du zu, diese Stammzellentransplantate besitzen Fähigkeit, sich zu jeder der mehr als 200 verschiedenen Gewebetypen im menschlichen Körper zu entwickeln.“

Luise freute sich besonders. Anfangs hatte sie gedacht, Edda würde eines Tages einfach umkippen und das Problem so aus der Welt schaffen, doch nun sah die Sache anders aus, und Harry keuchte beim Orgasmus, sein Atem schepperte, er wusste, dass ihm mehr Bewegung und weniger Essen gut tun würde, aber er aß und trank viel zu gerne, vielleicht um sich abzulenken, vielleicht aus einem inneren Konflikt heraus. Gewöhnlich benutzten sie den Besprechungsraum zu Mittag, wenn das Büro leer war. Luise zog sich wieder an.

„Diese Stammzellen, die wären auch was für dich“, sagte sie neckisch.

„Oder für dich“, frotzelte Harry, weil Albert bemerkt hatte, dass damit auch natürliche Brustvergrößerungen möglich waren.

Trotz ihrer traumatisierten Wirklichkeit registrierte Edda eine leichte Veränderung; während der abendlichen Gespräche redete Harry etwas mehr, hörte interessierter zu und trank sogar einen zweiten Whiskey, bevor er rauf ins Arbeitszimmer ging - und sie sich schlafen legte. Er wird mich immer lieben, dachte Edda entzückt und löschte das Licht.

Harry saß im Arbeitszimmer und grubelte.

Seit Doktor Klein aus den USA zurück war und Edda mit Stammzellen behandelte, war jedes EKG eine Überraschung, jede Ultraschallaufnahme ein kleines medizinisches Wunder. Nur die Beruhigungstabletten musste sie noch einnehmen. „Wenn das so weitergeht, wird sie in einem halben Jahr Bäume ausreihen“, meinte Albert. Darüber grubelte Harry. Es sah ganz danach aus, als sei der Zeitpunkt gekommen, wo Edda die Nachricht einer Trennung verkraften könnte. Er schrieb ihr einen Brief, einen ohne Lage und mit der harten Konsequenz. Er würde ihr einen höheren Festbetrag und eine monatliche Rente zugestehen. Dann würden Luise und die beiden Kinder einziehen, dann würde er weniger arbeiten und eine neue Diät beginnen.

Als der Brief fertig war, überlegte Harry ein paar Minuten, druckte ihn aus, denn er hatte ihn auf dem Computer geschrieben, und deponierte ihn unten in der Kiste im Schrank neben der Kaffeedose. Dort würde sie ihn morgen finden und lesen.

Edda liebte nicht nur Harry, sie liebte auch seinen Computer, öfter ging sie noch vor dem Kaffee ins Arbeitszimmer und spielte eine Runde Solitaire, und dabei entdeckte sie zufällig die Kopie des Briefes. Sie las die Zeilen mehrmals, aber der Inhalt veränderte sich nicht, es war, als sei etwas hereingekommen, was jahrelang draußen im Verborgenen gelegen hatte, oder die latente Angst vor der Realität. Es gab kein Kartenhaus, das hätte zusammenfallen können, vielmehr wurde sie aus ihrem rosafarbenen Tunnel gesaugt - jemand hatte das Vakuum deaktiviert. Eddas Herz schlug schnell, aber gleichmäßig. Sie blieb am Schreibtisch sitzen bis es dunkel wurde.

Doktor Klein hatte ausdrücklich darauf hingewiesen, dass eine genaue Dosierung des Stammzellenpräparats einzuhalten sei, im schlimmsten Fall könne es zum Tod führen. Edda nahm die vorgeschriebene Dosis ein. Sie trank Wein dazu.

Es war fast Elf Uhr, als Harry den Wagen vor der Garage abstellte. Er fuhr nie in die Garage.

„Guten Abend Liebling“, sagte er und versuchte den üblichen Tonfall zu imitieren und gab sich entspannt, was er gar nicht war.

„Harry, Liebling“, antwortete sie wie jeden Abend.

Harry legte den Mantel ab und schlüpfte in ein Paar bequeme Hausschuhe. Er rechnete fest damit, dass sie ihm heute keinen Whiskey servieren würde, aber Edda griff wie immer die Flasche aus dem Regal und verschwand in der Küche. Sie schüttete

zwei Finger breit ins Glas und öffnete die Gefriertruhe, um einen neuen Beutel Eiswürfel zu entnehmen. Dabei fiel ihr Blick auf den Styroporkarton. Ohne zu überlegen holte sie ein Reagenzglas raus, erwärmte es 30 Sekunden in der Mikrowelle und trüfelte den gesamten Inhalt in den Whiskey. Während sie den Drink mixte, piff sie einen kräftig gehörten Schlager. Edda war mit den Gedanken weit weg, Harry saß im Wohnzimmer und wartete auf den Whiskey, und warum sollte es jemals anders sein?

„Liebling, dein Drink!“ Harry lämmelte im Sessel und dachte erleichtert, sie kann sogar pfeifen, es ist gut, dass wir nun reinen Tisch machen. Er sah das Glas. Eddas Miene verstrahlte die typische Sorglosigkeit der vergangenen Jahre. Nichts war anders.

„Ist wichtige Post gekommen?“, fragte er nebenbei. „Ist sonst was passiert?“

„Nein, Liebling“, sagte sie.

Harry stutzte, Luise hat Recht, so kann es nicht weitergehen, Eddas Herz ist endlich okay, sie liefert gerade den Beweis; vermutlich wird sie gleich die überlegene spielen, oder einen Verzweiflungsakt inszenieren oder alles für einen Jux halten. Ein letzter Strich, ein Punkt. Täglichen gingen Ehen kaputt, jeder suchte die Selbstverwirklichung, jeder ahnte, wie kurz ein Leben sein kann. Der Whiskey schmeckte wirklich gut - den und die Montecristo-Zigarren würde Harry ab morgen einschränken, ihm stand ein zweiter Frühling bevor. Das Geschäft lief blendend und die Verhältnissumme, die er Edda zugestand und die seinem Konto ziemlich klein vorkam, würde er leicht verkraften. Eddas Stimme säuselte im gleichen Ton wie immer, sie redete vom Wetter und darüber, dass es sich positiv für die neue Gartenbepflanzung auswirkte. Dann fielen ihm die Augen zu. Seine Frau löschte das Licht, nahm ihre Beruhigungspillen, zog sich um, putzte die Zähne und legte sich oben schlafen. Sie schlief traumlos und wurde erst durch die hereindringende Morgensonne geweckt.

Harry lag noch so im Sessel, wie sie ihn abends verlassen hatte. Seine Augen waren geschlossen und sein Mund stand offen. Der Aschenbecher lag auf dem Boden, und der Stummel der Montecristo-Zigarre hatte ein hässliches Loch in den Perserteppich gebrannt. Armer Harry, dachte sie und griff zum Telefon.

Doktor Klein eilte herbei, er stellte Harrys Tod fest und diagnostizierte Herzstillstand. Mehr kam ihm nicht in den Sinn.

Edda spielte die Rolle einer todtraurigen Witwe, und im Grunde war sie das auch. Niemand würde die Wahrheit erfahren, keiner käme auf den Gedanken diese naive, sensible und ruhige Frau eines Mordes zu bezichtigen. Albert Klein sah den Tod seines Freundes wie vom Schicksal bestimmt, er wusste nicht, dass Harry seit Jahren eine Liaison mit Luise hatte, er wusste nur, dass Harry gewillt war eine Menge Geld für die Genesung Eddas auszugeben.

„Was soll nun werden?“, schluchzte Edda, „ich bin doch so unbedarft.“

Fürwahr, dachte Albert und sagte: „Ich werde mich um die nötigen Formalitäten kümmern“, worauf sie ihn dankbar ansah.

„Kommen Sie, Albert, trinken Sie einen Kaffee mit mir.“

Während er ihr in die Küche folgte, betrachtete er ihre Figur, die durch den Schlafrock kaum verdeckt wurde. Seine eigene Ehe war seit Jahren ein Fiasko, und mehrmals hatte er mit dem Gedanken gespielt sich Edda zu nähern, weil er eine Schwärze für sie hatte, er wusste nicht, dass Harry immer Luise meinte, wenn sie beim Essen über Edda redeten.

Er konzentrierte sich auf die Situation.

„Also, einen Kaffee, soll ich ihnen helfen?“

„Ist gut, die Dose steht im Schrank, gleich links.“

Albert öffnete den Schrank, sah den Brief, und aus einem Impuls heraus faltete er ihn auseinander und las.

Max und Moritz

Mein Vater konnte Großvater nicht leiden, nun, es war ja auch nicht sein Vater, sondern der meiner Mutter. Diese Antipathie beruhte aber auf Gegenseitigkeit und ich war ihr Spiegel, den sie brauchten, um sich selbst zu kontrollieren.

Mein Vater hieß Moritz, mein Großvater Max. Wir bewohnten damals ein Reihenhäuser, Vorkriegsbaujahr, vom Garten konnte man bereits die Kohlenhalden der nahegelegenen Zeche erkennen, wohin mein Vater jeden Morgen um 7 Uhr aufbrach. Großvater hatte den Dachboden als Taubenschlag ausgebaut, der Keller war Schlachthof und Mysterium, im Garten hielt er Kaninchen und Hühner und da ich, wie er meinte, aus dem Sandkastenalter heraus sei, hatte er die vier zusammenge nagelten Bretter, die den Haufen Sand umgaben, kurzerhand zu Brennholz verarbeitet und ein Gemüsebeet angelegt. Alles wuchs und gedieh prächtig, die Taube Erna gewann den ersten Preis des alteingesessenen Zechen-Züchtervereins – Taube und Hund – na ja, die anderen Plätze blieben unbesetzt, weil Erna als einzige Taube den Weg zurück zum heimischen Verschlag gefunden hatte. Deshalb berief der Kassenwart eine Versammlung ein, sie änderten kurzerhand die Vereinssatzung, denn einen Hund hatte niemand, und so wurden auch Kaninchen akzeptiert. Darauf hatte Großvater nur gewartet, schließlich war er der dritte Vorsitzende, und er kriegte schon drei Monate später den ersten Preis für das Kaninchen Elsa, welches er in einer delikaten Rotweinsauce dem Komitee präsentierte. Selbstredend, dass die Beilagen aus dem heimischen Garten stammten, denn auch das konnte Max gut, seine Erdbeeren waren zuckersüß und groß wie kleine Tomaten, seine Tomatenstauden waren ein Blickfang für die ganze Zechensiedlung, Äpfel blieben die Nachbarn stehen und schielten über den Zaun, aber seine Kartoffeln übertrafen schon im ersten Jahr alle erdenklichen Erwartungen. Während Vater etwas von großen Kartoffeln und weniger intelligenten Bauern murmelte, profitierte ich sogar in der Schule davon; einmal sollten wir unsere Malkasten und ein paar Kartoffeln zur Bastelstunde mitbringen, aus denen wir Stempel schnitzen und den Buchdruck neu erfinden wollten, deshalb überwand ich für wenige Minuten meine Kellerphobie und klaubte Opas größtes Exemplar, das kaum in den Tornister passte, mir aber ein Sehr gut einbrachte. Großvater verschmerzte den Verlust heldenhaft, auf seinem Gesicht lag alles, was er in diesem Moment von mir hielt.

– Im Krieg wurde man dafür erschossen –, meinte er.

Mutter lächelte.

– Am Schwarzmarkt wäre er reich geworden –, sagte Vater und schob ein Stück Huhn nach, dass von Sophias Schenkel stammte, meinem Lieblingshuhn.

Nach dem Abendessen allerdings, waren sich Max und Moritz seltsam einig, nicht erst seit dem Diebstahl der Kartoffel schickten sie mich zum Bierholen runter in den Keller. Selbstverständlich glaubte ich als Siebenjähriger nicht mehr an den Schwarzen Mann, obwohl ich ihm vor zwei Jahren tatsächlich neben Rucherammer und Eierkochen begegnet war, mich beschäftigten die Schauergeschichten über Mäuse groß wie Ratten, und Ratten so groß wie junge Hunde, die gerne Menschen, bzw. Kinder anfielen.

– Frag deinen Künstlersohn, ob er es schafft Bier aus dem Keller zu holen –, sagte Max, – da unten kennt er sich ja gut aus. –

Manchmal kam mir die Hoffnung, sie würden ihr Bier selber holen, manchmal kam mir auch der Verdacht, es sei alles nur ein Spaß, zumal sie ihr breites Grinsen selten versteckten, doch sicher war ich mir nie, vielmehr sah ich es als tägliche Bestrafung für meine täglichen Streiche an. Unser Keller war kein Keller im gewöhnlichen Sinn, hier floss Äpfel Blut das von Hühnern, Kaninchen und Tauben stammte, es roch muffig wie in einem Grab und Max legte ständig Mause- und Rattenfallen aus, und seit dem – Kartoffel-Delikt – verteilte er sie gerne im dunklen Teil des Kellers, nahe der Kohlen.

Dummerweise war der Lichtschalter zwei Schritte hinter der Tür; jene zwei Schritte bargen das erste, unkalkulierbare Risiko, gleichzeitig warf die schwache Birne nur ein spärliches Licht, die andere Hälfte des Kellers schlummerte im Dunkeln – wegen der Kartoffeln. Der Bierkasten stand bei den Kartoffeln.

Zuerst knipste ich die Treppenbeleuchtung zum Keller an, auf halbem Weg hielt ich inne, wollte mich vergewissern, dass mir niemand einen Streich spielte, ich öffnete die Tür mit einem lauten Fauchen, ganz wie es mir Großvater beigebracht hatte der meinte, dass Mäuse und Ratten vor Katzen Angst hätten, dabei wusste ich schon, dass ich keine Katze war, erst dann stürzte ich auf den Lichtschalter zu. Trotz der 40-Watt-Beleuchtung erschrak ich regelmäßig vor dem großen Kohlenhaufen, unter dem sich, wie Paps dauernd behauptete, nicht nur Kohle befinden könnte. Einen Beweis dafür lieferte mir Großvater letzten Sommer, nachdem der Haufen zur Neige gegangen war und wir den verwesenden Leichnam von Bert, dem überaus sensiblen Karnickel entdeckt hatten. Aber ich war kein empfindlicher Junge, wenn Max tagsüber im Keller schlachtete, schaute ich meistens zu. Bei Klara musste ich sogar lachen. Großvater packte sie an den langen Ohren und ich hielt die Hinterläufe fest.

„Jetzt kommt der Karnickelfangschlag“, sagte er und hieb wie ein Karatekämpfer in Klaras Genick. Sie zuckte heftig, aber ich hielt ihre Beine fest.

„Das war schon“, meinte Max.

„Wirklich? Die fühlt sich noch so warm an.“

Großvater band Klara einen Faden um die Hinterläufe und hing sie am Haken an der Decke auf. Dann nahm er das große Messer und machte einen Schnitt bis längs zum Kopf und zog ihr das Fell über die Ohren.

„Und die hat wirklich nichts dagegen wenn wir sie aufessen?“

„Aber nein. Wenn wir Menschen sterben, werden wir auch aufgegessen. Von den Ratten und Mäusen“, sagte Großvater, „fass doch mal an, das Fleisch ist ganz zart.“

Er nahm meine Hand und presste sie auf Klara. Plötzlich piff und quiekte sie, ihr kompletter Körper zappelte wild und ich bekam Angst, doch Großvater gab ihr ein paar weitere Fangschläge und sagte lapidar, es sei nur die Luft, und weil es hell im Keller war und Großvater neben mir stand, lachte ich und meinte, sie habe vermutlich vorher zuviel geatmet. Zwar begriff ich auf diese Weise ziemlich schnell den Unterschied zwischen tot und lebendig, aber welche Todesarten mir vorbehalten waren, offenbarten mir Max und Mortiz bei jedem Kellergang unisono nach dem Abendessen, wenn es Zeit war das Bier zu holen. Oft genug warnten sie mich vor der Rucherkammer, dort konnte sich der ältere Bruder des Schwarzen Mannes eingenistet haben. Da ich keine Lust hatte für den Rest meiner Tage in der Rucherkammer zu verschwinden, stampfte ich laut mit den Füßen, wobei ich das dunkle Loch der Kammer meinte, und im Grunde machte ich alles sehr schnell, ich schnappte mir zwei Flaschen aus dem Kasten und rannte wieder zur Tür, erleichtert darüber, dass mich diesmal Mause und Ratten und Rucherkammer nicht erwischt hatten, und Paps und Großvater verloren gleich darauf ihr Interesse an meiner Angst, sie tranken Bier und sannen darüber nach, wie sie sich gegenseitig übertrumpfen konnten. Großvaters Vitrine füllte mittlerweile sämtliche Pokale die er selbst hergestellt, vergeben und errungen hatte, sein Name war Synonym für alles, was man in einer Zechensiedlung der 60er Jahre erreichen konnte. Paps dagegen saß von 7 Uhr bis 16 Uhr in einem Büro ganz nahe des Förderturms, er war nicht unter Tage und er kam immer sauber nach Hause.

„Hat ER wieder einen Preis gewonnen?“, fragte Paps töniglich.

„Ich glaube, er arbeitet an einem“, meinte Mutter für gewöhnlich.

Eines Abends, wir hatten jeder eine riesengroße Pellkartoffel auf dem Teller und ein Stück von Lore, (Lore war die Jahresgewinnerin des Taubenflugs 1966), sagte Großvater pathetisch: „Nächstes Jahr ziehe ich Wein am Haus hoch.“

Mutter zog Lores rechtem Hinterbein gerade die Haut ab, ich knabberte an einem Flägel und Paps verschluckte fast Lores Hinterteil.

„Frag deinen Vater mal, an wessen Haus er Wein hochziehen will?“, wollte hustend Paps wissen.

„Frag deinen Mann, ob er jemals einen vernünftigen Wein getrunken hat?“

Mutter zuckte zusammen, denn sie wusste einiges über ihren Mann - er konnte kein Tier töten, geschweige denn Würste daraus machen, der Gartenbau war ihm fremd und ein Greuel, wenn andere, umel aufkrepelten lamentierte er und gab unsinnige Anweisungen, seine rechte Hand war eine linke und seine linke eine rechte, zusammen waren sie nichts, das gesamte Haus wäre ohne Großvater nichts, aber eins konnte sie behaupten, selbst wenn es nicht so aussah, von Wein verstand Moritz ziemlich viel. Selbst ich erkannte die Situation, Paps lächelte Großvater ganz ruhig zu.

„Ich hab dich“, wo ich dich haben will, Max“, lächelte Paps weiter.

â€žNoch jemand Rotkohl?â€• fragte Mutter.

â€žWeiÃt du was Max, wenn du in der Lage bist einen WeiÃwein von einem Rotwein anhand der Farbe zu unterscheiden, dann reden wir weiterâ€•, sagte Paps.

Das war harter Tobak, GroÃvater wurde rot, schlieÃlich wusste er was er konnte - eine ganze Menge, seine Pokale zeigten es ihm jeden Tag.

â€žMag sein Mortiz, dass du ein paar Weine kennst, aber jeden Rebstock, den du schon mal gesehen hast, habe ich angepissst.â€•

â€žMax! Nicht vor dem Kindâ€•, sagte Mutter.

Am darauffolgenden Freitag war es so weit. Vater brachte zwei Flaschen von der Arbeit, fasste mich bei der Hand und wir gingen direkt in den Keller. Zuerst fragte er, ob ein neuer Pokal gewonnen sei, dann wies er mich an, beide Weinflaschen bis zum Hals zu verpacken.

â€žWomit?â€•, fragte ich unschuldig.

â€žHerrgott, nimm Papier, Pappe oder Plastik, Hauptsache man kann das Etikett nicht lesen.â€•

Er ging wieder hoch, setzte sich ins Wohnzimmer und sah fern. Gegen 19 Uhr versammelten wir uns alle zum Abendessen. Freitags aÃen wir immer Fisch, Freitag war GroÃvaters Ruhetag.

â€žWollen

doch mal wissen, wie gut unser Weinkenner istâ€•, sagte Paps und schickte mich los.

Ich blieb sekundenlang vor der KellertÃ¼r stehen und horchte. Vorsichtig ertastete ich den Lichtschalter und knipste. â€žHuhâ€•, rief ich hinein. Keiner antwortete. Schritt fÃ¼r Schritt bewegte ich mich vorwÃ¼rts. Die RÃ¼cherkammer sah unverÃ¤ndert aus. Ich brauchte eine halbe Ewigkeit bis ich den Tisch erreicht hatte und fÃ¼hlte mich Ã¤ngstlich wie ein Huhn, das auf den vorgeheizten Backofen schieÃt. Ich nahm die erste Flasche und stolperte rÃ¼ckwÃ¼rts zur TÃ¼r - und zeigte dem Keller meine Zunge.

Paps hatte Schwierigkeiten mit dem widerspenstigen Korken, aber fÃ¼r GroÃvater war es nicht mehr als ein BadewannenstÃ¼psel.

â€žZwei WeinglÃ¤ser!â€•

Mutter stellte zwei SprudelglÃ¤ser hin.

Paps goss die GlÃ¤ser voll und fragte: â€žNa, lieber Alleswisser, was ist das fÃ¼r ein Wein?â€•

â€žHmâ€•, GroÃvater nahm sein Glas und hielt es gegen das Licht, â€žscheint ein lieblicher WeiÃwein zu s

Ich klatschte und rief: â€žEr hat Recht, er hat Recht.â€•

Paps verzog keine Miene: â€žDas sieht doch ein Blinder ohne KrÃ¼ckstock.â€•

â€žSei nicht so gehÃ¤ssig, wenn er doch Recht hatâ€•, sagte Mutter.

GroÃvater nahm einen tiefen Schluck.

â€žHm, der schmeckt nach Wasser, also ein Rheinwein, vermutlich Riesling, wahrscheinlich MÃ¼ller-Thurgau, aber der Jahrgang ist schwierig.â€•

Er stutzte und Ã¼berlegte. Paps grinste. Mutter schaute zur Decke wie sie es immer tut, wenn sie darÃ¼ber nachdenkt, in welchen Karton sie den Christbaumschmuck gepackt hat.

â€žSo schwierig ist es auch nichtâ€•, nahm Max den Faden auf, â€ždas ist eine TÃ¼te von A&O, und die habe ich nur den 67er.â€•

â€žUnd?â€•, fragte Mutter.

Paps antwortete nicht, vielmehr entfernte er die TÃ¼te und trank aus der Flasche.

Zwei Minuten spÃ¤ter sagte er: â€žNoch ist Polen nicht verloren, du Schlaumeier, den Rotwein errÃst du nie!â€•

Siegesgewiss gab er mir einen Wink. Ich musste wieder runter. Diesmal, und weil es fÃ¼r Heute das letzte Mal sein wÃ¼rde, probierte ich den Schnelldurchgang, ich knipste das Licht an und rannte zum Holzverschlag, vermied dabei den Blick zur RÃ¼cherkammer, weshalb ich hinfiel und mit der linken Hand unter dem GemÃ¼seregal eine kleine Maus verschreckte, die wiederum mich verschreckte, dann beÃ¼gte ich fachmÃ¤nnisch den dunklen Teil des Kellers und tastete mich vorwÃ¼rts. Niemand entstieg der RÃ¼cherkammer, vielleicht hatte ER mich kommen gehÃ¶rt, oder sein Ã¤lterer Bruder, und sie warteten schon nebenan beim Tisch, auf dem auch Opas Schlachtermesser lagen. Also hÃ¼pfte ich mehrmals hoch, um hinter den Berg Eierkohlen gucken zu kÃ¶nnen, ich hÃ¼pfte wie ein Kaninchen im Weizenfeld das nachschaut, wo es sich gerade befindet. Mir blieb nur ein Ãberraschungsangriff Ã¼brig, ich nahm den Kellerbesen, nahm Anlauf, und einem Stabhochspringer

gleich flog ich über den Kohlenhaufen, verursachte eine kleine Lawine, was ich als Überraschungsmoment eingeplant hatte, und dann machte ich drei, vier Karateschläge durch die Luft. Niemand packte mich. Klar, damit hatten SIE nicht gerechnet. Schnell griff ich zur Flasche und rannte nach oben.

„Was hast du da unten gemacht?“, fragte Mutter.

„Mein Unterbewusstsein“, stotterte ich, „bin ausgerutscht“, und dabei klopfte ich den Kohlenstaub von der Hose.

Paps und Großvaters Sorgen galten dem Wein.

„Na dann probiere mal, du Leuchte.“

Max machte es spannend. Er schnitt ein Stück Brot ab, tauchte es ins Glas und roch daran.

„Ist ein ziemlich trockener Wein“, begann er. „1943 war ich in Frankreich, Fronturlaub in Bordeaux, trank ein intelligenter Wein, ein wenig schmeckten und zurückhaltend, aber intelligent.“

Er trank das Glas in einem Zug leer.

„Das kann nur ein Bordeaux sein, Cotes du Roussillon, das Zeug habe ich im Moulin-Rouge literweise getrunken.“

Vaters Gesicht glich einem zerlaufenen Camembert. Max arbeitete kunstvoll eine Pause ein, indem er bedächtig seine Pfeife stopfte.

„Wie gesagt, ein Bordeaux Cotes du Roussillon, Chateau Passama, Jahrgang 63!“

Mutter hielt kurz die Luft an und holte die Flasche aus der Plastiktüte.

Sie las laut vor: „Chateau Passama 1963.“

Ich schaute lange zu Paps.

Irgendwann sagte er: „Unser Neunmalkluger hat nur Glück gehabt, der kann doch keinen Wein unterscheiden, hätte ich nicht angedeutet, dass es Rot- UND Weißwein gibt, er hätte den Passama für Kaninchenblut gehalten.“

„Das stimmt gar nicht“, warf ich ein, „Opa hat mir extra gesagt, um welche Flasche ich welche Taste machen soll, die von A&O um den Weißwein...“

Weiter kam ich nicht, der Keller wurde mein Grab.

Luigi aus Palermo

Luigi saß in seinem Büro und schaute auf die Via Fratelli Cianciolo. Er war sozusagen ein Mann für alle Fälle und kannte sich im Business aus. Er nahm nur Aufträge an, von denen er sich eine gewisse Reputation versprach. Aber man redete längst über ihn, wenn auch nur hinter vorgehaltener Hand, Luigi war Palermos Geheimtipp. Aufträge außerhalb der Stadt ignorierte er.

Die Fenster des Büros lagen zum Meer hin. Der Schreibtisch war alt und wuchtig und stammte aus einer Zeit, als schon Luigis gleichnamiger Großvater diesem Gewerbe nachging. Auf dem Tisch stand eine nicht weniger wuchtige englische Schreibmaschine und eine sizilianische Öllampe. Es kam selten vor, dass er die Maschine benutzte, höchstens aus Langeweile, dann spannte er einen Bogen Papier ein und tippte das Alphabet, nahm zwischendurch eine Büroklammer und bog sie auseinander, und zum Schluss reinigte er die Typen A und O. Gewöhnlich verließ er das Büro zur Mittagszeit, nach dem Essen schaute er kurz rein und holte seinen Geigenkoffer ab, und dabei überprüfte er gewissenhaft sein Arbeitszeug.

Es war allgemein bekannt, dass Luigi für jeden Auftrag ein Paar weiße Handschuhe –verbrauchte–. Die Leute der Szene hielten ihn für einen sympathischen Sonderling, er redete wenig und wenn man ihn traf, grüßte er mit einem leichten Kopfnicken, oder er hob kurz den schwarzen Geigenkasten. Das ist eigentlich fast alles, was man über Luigi wusste. In seinem Büro war es meistens ruhig, er zahlte pünktlich seine Miete und in der Steuererklärung bezeichnete er sich als freischaffender Künstler, und bei den Carabinieri hatte noch nie jemand seinen Namen gehört.

Luigi arbeitete am liebsten abends, aber das ließ sich selten einrichten, deshalb holte er schon um Eins den Koffer und überflog den Arbeitsplan des jeweiligen Tages. Wie gesagt, an Aufträgen mangelte es ihm nicht. Gerade in höheren Kreisen legte man viel Wert auf Diskretion und gute Umgangsformen, Luigis Charaktereigenschaften waren dazu wie geschaffen, und wenn er sich mit seinen Auftraggebern traf, was regelmäßig nur einmal passierte, nämlich zwecks Unterweisung und wegen der Bezahlung, dann konnten sie feststellen, dass er ein Mann vom Fach war.

All das sprach sich rum.

Luigi saß im Büro und schaute zur Straße herunter. Ein Auto hupte mehrmals. Der Fahrer stieg aus und fluchte. Am Himmel war keine Wolke zu sehen. Es würde wieder einer dieser furchtbar heißen Tage werden. Heute brauchte er erst um 20 Uhr los.

„Ich wusste gar nicht, dass mir ein Job noch Spaß machen könnte“, dachte Luigi, „nach all den Jahren. Na ja, wer hat schon Spaß an seinem Job? Alles nur Routine, fast jeden Tag das gleiche Spiel, du spulst täglich dein Repertoire runter, du denkst, irgendwann muss es aufhören, aber es geht immer weiter; hätte ich eine Statistik, müsste ich zugeben, dass die Kundschaft von Jahr zu Jahr jünger wird, na ja, heute brauche ich nicht vor 20 Uhr los.“

Der 20-Uhr-Job war denkbar simpel, sein Auftraggeber hatte ihm Geld und Adresse gegeben und gesagt, er solle Punkt 20 Uhr 15, also sofort nach der Tagesschau, anklingeln und der Butler, der Bescheid wisse, würde ihn direkt zur Bibliothek führen.

Um diese Art Kontakt bemühte sich Luigi schon seit Jahren, demzufolge bräute ihm eine gute Arbeit weitere Aufträge. Er beschloss, den Zusatz –Ein Mann für alle Fälle– von seiner Visitenkarte streichen zu lassen, er würde sich ab morgen spezialisieren, bestimmt wäre dann auch ein grüßendes Büro drin, mit Klimaanlage und Sekretärin, nun, noch machte seine Mama die Buchführung, sie hatte genug Begabung und Phantasie für Zahlen, Spalten und Tabellen, sie war so begabt, dass sie dem Finanzamt eine völlig neue Sicht schuf, quasi eine gut funktionierende –Ein-Mann-Agentur–.

Luigi - Palermo

Ein Mann für alle Fälle

Telefon/Anrufbeantworter

Tja, –Ein Mann für alle Fälle– musste weg, schwarz-weiß konnte bleiben, rechts das Emblem des Geigenkastens und links die Silhouette der Maschinenpistole sah er als Gag und als Tradition der Luigis aus Palermo, ihres Zeichens nach freischaffende Künstler, und fast alle Auftraggeber

lÃ¶schelten darÃ¼ber, sie verstanden diese HintergrÃ¼ndigkeit und schÃ¤tzten seine Verschwiegenheit. Luigi erwachte Punkt 20 Uhr 10 aus seinem Traum. Das BÃ¼ro war dunkel. Er zÃ¼ndete die sizilianische Lampe an und schaute zur Uhr. Hektisch schnappte er den schwarzen Koffer, steckte ein Paar weiÃe Handschuhe ein und warf sich das Jackett Ã¼ber. DrauÃen winkte er ein Taxi heran. Er hatte ein schlechtes GefÃ¼hl. Der Taxifahrer musterte ihn versteckt im RÃ¼ckspiegel.

âVia Pietro Lupo?â, fragte der Fahrer mehrmals.

Luigi nickte mechanisch. PlÃ¶tzlich war ihm danach den Job zu versauen, doch er wusste, es hing einiges davon ab, auÃerdem stand sein Image auf dem Spiel.

âIn der Bibliothek...â, dachte er.

Der Butler blickte hÃ¶flich zur Uhr und fÃ¼hrte Luigi in die Bibliothek. Dort wartete bereits die 16-jÃ¤hrige Tochter des Auftraggebers. Luigi legte den Koffer hin, Ã¶ffnete ihn, holte die Geige raus und stÃ¼lpte das weiÃe Paar Handschuhe Ã¼ber. Er nahm den Bogen und spielte. Er spielte dem MÃ¤dchen verschiedene Passagen vor, hieÃ ihr es zu wiederholen und spielte immerfort Ludwig van Beethovens Sonate F-Dur op. 24 und hoffte, sie wÃ¼rde Beethovens Lektion rasch kapieren, und dabei dachte Luigi an seine Visitenkarte.